

Eröffnungsrede zur Ausstellung in der Alten Feuerwache Loschwitz

Matthias Jackisch. „Der alte Feuerwache“ (24. August 2026)

„And who by fire, who by water. Who in the sunshine, who in the night time...“ Ich möchte diese von einem jüdischen Gebet inspirierten Liedzeilen von Leonard Cohen an den Anfang unseres Nachdenkens über die Kunst des 1958 in Oschatz geborenen Zeichners, Bildhauers und Performancekünstlers Matthias Jackisch setzen, weil die Ausstellung in der Alten Feuerwache Loschwitz, die wir heute Abend am passendsten aller Orte eröffnen, um genau jenes, dort zuerst genannte ambivalente Urelement – das Feuer – kreist. Den Ausgangspunkt der Präsentation bildet der tragische Tod des Malers und Künstlerfreundes von Jackisch Dieter Kecke, der im Dezember 2025 in seinem Haus im Kurort Hartha verbrannte, und mit ihm sein künstlerisches Lebenswerk. Keckes Porträt von der Hand Jackischs ist an der Wand vis-à-vis des Eingangs platziert – als Bildnis und im Andenken an den Verstorbenen (selbst ein Feuer-Fan und fasziniert von dessen Kraft, Form- und Farbreichtum), dessen Wesen, Schicksal und Verschwinden eine Analogie findet in den flirrenden Farbschattierungen und Musterungen der Oberfläche und der symbolträchtigen Offenheit der Maskenform selbst – ein Zufallsprodukt des Brennvorgangs, der den Kunststein sprengte und das Antlitz als große Scherbe zurückließ.

„ahhh! faß ich dich – hab ich dich –/ hab ich dich, Brüderchen – [...] Hilft dir nichts –/ wehr dich nicht mehr!/ Mein bist du jetzt –/ Hand weg!/ Wasser weg!/ Mein bist du jetzt!“, so heißt es im Gedicht *Die Flamme* aus den 1890er-Jahren von Christian Morgenstern über die Wucht des Feuers, das darin eine menschliche Stimme erhält und sich in eine gierige Elementarfantasie hineinsteigert. Seit jeher übt Feuer auf uns Menschen einen besonderen Zauber aus. Es kann innerhalb weniger Minuten zerstören, was über Jahre gewachsen ist, kann Leben, Häuser, Wälder vernichten und mit enormer Heftigkeit ganze Landschaften verwüsten, wie uns nicht erst die verheerenden Waldbrände dieses Sommers vor Augen geführt haben, im wahrsten Sinne „angefeuert“ durch unser eigenes Tun oder besser: Unterlassen, ein Sinnbild für die Zerstörung der Erde durch den Menschen. Willkommen im „Pyrozän“.

Zugleich besitzt Feuer besitzt eine andere, doch von den gleichen Eigenschaften genährte gegensätzliche Seite. Es spendet Licht und Wärme; erst die Fähigkeit es zu entzünden und zu kontrollieren, ermöglichte unseren Vorfahren in einem evolutionären Rundumschlag nicht nur Nahrung zu erhitzen, sich vor Kälte zu schützen und Raubtiere abzuwehren, sondern auch Keramik herzustellen, Metall zu bearbeiten und mit Kohle an Höhlenwände zu zeichnen. Mit und am Feuer entstand Identität, Geborgenheit und Gemeinschaft. Und auch die Natur ist auf Brände angewiesen, weil das Feuer abgestorbene Pflanzen beseitigt, Nährstoffe freisetzt und

so neues Leben schafft – als Teil eines natürlichen Kreislaufs von Vergehen und Erneuerung. In vielen Religionen und Kulturkreisen steht Feuer deshalb für Reinigung, Energie, Leben oder die Verbindung zwischen Menschen und dem irgendwie gearteten Göttlichen; entsprechend markieren wir jahreszeitliche und kulturelle Übergänge ebenso wie persönliche Transformationen mit Feuer – man denke an Brandopfer, Osterfeuer oder Geburtstagskerze – Rituale, mit denen wir gleichzeitig Abschied und Anlauf nehmen.

Diese Ambivalenz aus Vernichtung, Sichtbarmachung, Veränderung und Neuanfang zieht sich durch die Ausstellung wie ein roter Faden, niemals abbildend oder mit didaktischem Zeigefinger, sondern unmittelbar ansprechend, manchmal intuitiv oder poetisch und immer handlungsbezogen. Denn ausgehend vom *Porträt D. K.* entwickelt Matthias Jackisch einen rhythmischen Parcours der Urkraft Feuer, seiner Formen, Farben, materiellen und zeitlichen Spuren im eigenen Werk – immerhin spannen die Exponate einen Zeitraum von mehr als 35 Jahren, von den leuchtenden *Feuermalen* in Wasserbeize auf Papier von 1989 bis zu den flammend-rauchigen Tuschezeichnungen und dem pseudoantiken Fundstück *Nero* aus dem Todbach am Grundstück des Künstlers in Hartha von 2026. Ganz nebenbei unternimmt und gelingt Jackisch so das scheinbar Unmögliche: sein künstlerisches Oeuvre – das bei dem Ende der 1970er Jahre zum Steinmetz ausgebildeten Bildhauer angestoßen und getragen ist von Skulptur und Plastik, der wohl handfestesten aller Kunstformen – dieses existenziell zu verbinden und zu begründen mit und aus dem immateriellen Element Feuer. Entsprechend bilden drei Arbeiten – der Sandstein *Fluchtverhalten der Tiere lange vor Ausbruch des Waldbrandes*, der ursprünglich als Brunnenfigur intendierte bronzene Schreitende *Spurlos* und der ebenso kolossale wie zarte Sinnende *Denk mal* aus Sandstein als Reminiszenz ans Ins-Feuer-Schauen – das zentrale Dreigestirn der Ausstellung. Jede für sich durchmisst und definiert einen Raum, zusammen einen neuen 2. und, mit ihren Flechten und Witterungsspuren und platziert auf Stammstücken eines auf Jackischs Grundstück gefällten Baumes, einen 3. imaginären Raum.

Feuer ist flüchtig und stofflos – ein sich selbst verzehrender, permanent verändernder Zustand aus Gasen und Plasma –, das leuchtet, züngelt, knistert, zischt und knallt, ohne Gegenstand, geschweige denn fester Körper zu sein. Man kann es weder verdinglichen noch festhalten oder auch nur greifen (und das Be-greifen ist äußerst schmerzhaft), trotzdem ist es nur in eben diesem vergänglichen Prozess überhaupt hör-, riech-, fühl- und sichtbar, darüber hinaus lediglich in seinem Wirken als Spur und Wandlung *von* etwas vorhanden, in Rauch, Asche und Ruß. Beständig begegnen wir in der Schau denn auch den Legenden, Materialien, Abdrücken und Fährten, die das Feuer hinterlässt und inspiriert: Etwa in den sensiblen

abstrakten Tuschezeichnungen – Jackisch zeichnet jeden Tag –, die nicht nur von ihrer Materialität her ein Feuerprodukt sind (bei klassischem Schwarz werden die Farbpigmente aus Lampen- oder Fichtenruß gewonnen), sondern auch auf der Darstellungsebene auf Flammen, Schwaden oder mit Rauch überzogene brennende Landschaften verweisen. Darunter, im Objekt *Rußwald*, dem von Jackisch beim Tuschezeichnen verwendeten Becher, ist das Feuer als doppelt gestaltbildende Kraft zu verstehen, die, ebenso wie beim *Gebrannten Kind* mit Feuermal auf der Stirn oder im Porträt Kecke, zum ungeplanten Helfershelfer des Künstlers wird, die Form erschafft, indem sie schmutzt, stört oder zerstört.

Daneben entdecken wir mit dem Feuer in Verbindung gebrachte Figuren aus der antiken Mythologie und christlichen Heilskunde sowie Gestalten menschlichen Aberglaubens: den Feuerbringer Prometheus, den als Brandstifter bezichtigten römischen Kaiser Nero, den auf einem glühenden Eisenrost hingerichteten Märtyrer Laurentius, neben Feuervogel, Feuerteufel und guatemaltekischem Feuerfrosch. Um die Ecke die Figur eines Feuersalamanders, von dem man früher glaubte, er könne Feuer löschen oder sei dagegen immun, an der nächsten Wand schließlich *Firefly* als Annäherung auf die Gewusel-Struktur leuchtender Glühwürmchen.

Wir begegnen dem Feuer in den Kohlezeichnungen des Künstlers, die links den brennenden, sich verzehrenden Christus am Kreuz zeigen, rechts, als Alter Ego des Künstlers, ein kokeln- des Kind, jeweils beigegeben ist ihnen das für die Darstellung verwendete Stück Kohle. Immer wieder verschränkt, ja verschmilzt Jackisch so künstlerische Praxis und Ergebnis – das Werk ist, weil eine Handlung es hervorbringt und als solches wird es dargeboten. Dabei wechseln abstrakte und gegenständliche, fein-lyrische und kraftstrotzende Arbeiten ebenso wie die Materialien Papier, Holz, Keramik, Stein, Metall, Terrakotta; Wände werden bezeichnet und Räume bespielt und kreiert – zusammen entsteht eine ganze Welt der sinnlichen Erfahrung, Reflexion und Kontemplation. Am Beginn des Abends haben wir die archaisch anmutende Feuerflöte gehört; in der gegenüberliegenden Ecke des Raum sehen wir die Fotografie von einer Performance in London, bei der der Künstler über einen Monat hinweg täglich sechs Stunden Hunde hütete und unter Einsatz von Stacheldraht und Abfallrohren Flöte spielte.

„Das Feuer ist ein einzigartiges Phänomen, das alles zu erklären vermag“, heißt es bei dem französischen Philosophen Gaston Bachelard, mit dem sich Jackisch intensiv auseinandergesetzt hat. Schließen wir denn auch mit Bachelard und nehmen seine Worte mit auf den nächsten Rundgang: „Die Flamme ist eine Sanduhr, die nach oben fließt. Leichter als der Sand, der verrieselt, baut die Flamme ihre Form, so als ob die Zeit selbst immer etwas zu tun hätte.“

Teresa Ende